



Markus A. Will

der  
**schwur**  
von **piräus**

thriller

**reinhardt**

**Unkorrigiertes, unverkäufliches Leseexemplar**

Das Buch wird am  
1. Oktober 2011 erscheinen.  
Bitte keine Rezensionen  
vor diesem Termin.

Wer hätte gedacht, dass der Euro zu einer griechischen und europäischen Tragödie mutiert oder dass China und die USA Krieg führen: »Währungskrieg«. Der Schweizer Bankier Carl Bensien will die Welt davor bewahren. Denn die Staaten belauern sich wie in einem Stellungskrieg, der unweigerlich ins Desaster führen wird, wenn niemand ein Friedensangebot macht. Bensien operiert 2010 wie ein Geheimagent in feindlichen Lagern. Selbst seine Partnerin, die Londoner Journalistin Carla Bell, weiß nichts von seinem Doppelleben.

Rund um den Erdball wird der Top-Banker hinter den wechselnden feindlichen Linien gejagt, als man ihm auf die Schliche kommt. Bevor er seinen Plan in Seoul beim Weltwirtschaftsgipfel vorstellen kann, liegt ein Toter in Athen auf der Strasse, der eigentlich Bensien sein sollte. Er spielt das gefährliche Spiel aus Sex und Spionage, Mord und Macht sowie Gier und Geld weiter mit, ohne seine Gegner in der internationalen Finanzwelt alle zu kennen. Erst Carla Bell rettet ihn, genau in dem Moment, als Carl Bensien die »Nummer des Todes« entdeckt. Mitte 2011 sitzt er dann der Frau gegenüber, die ihn verraten hat...

**reinhardt**



Markus A. Will

# Der Schwur von Piräus

bad banker im Währungskrieg

Friedrich Reinhardt Verlag

Alle Rechte vorbehalten

© 2011 Friedrich Reinhardt Verlag, Basel

Lektorat: Richard Reschika

Titelbild: h.o. prinixit editorial design, Heike Ossenkop

Druck: Reinhardt Druck, Basel

ISBN 978-3-7245-1769-6

[www.reinhardt.ch](http://www.reinhardt.ch)

*XXX*



## PROLOG

## Griechisches Verteidigungsministerium, 31. Oktober 2010, zwölf Uhr

»Du bist gerade ermordet worden.«

»Ich lebe doch!«

»Nein, Carl. Tod bei Kilometer dreißig.«

In die Stille des Todes hinein checkte Carl seinen Körper. Fast unmerklich bewegte er Arme und Beine. »Natürlich lebe ich«, dachte er mit einem inneren Seufzer der Erleichterung. Kein Schmerz, kein Stocken, kein Schweiß, kein Blut – nur ein Konstantin, der ihn mit aufgerissenen Augen anstarrte. Das Handy war ihm vor Schreck in den Schoß entglitten. Hastig schnappte Konstantin nach dem iPhone und fragte noch einmal nach, während Carls Kehlkopf sich vom hektischen Schlucken wie ein Pingpongball hin- und herbewegte.

Erst nach einer gefühlten Ewigkeit, da das Handy geklingelt und Konstantin ihm von seinem Tod berichtet hatte, öffneten sich Carls Lippen wieder. War ihm das erste »Ich lebe doch!« noch automatisch wie eine technische Programmierung aus dem Mund gekommen, musste er nun seine Lippen mit der Zunge befeuchten, ehe ihm ein krächzendes »Was ist denn passiert?« entfuhr.

Dr. Carl Bensien, Chief Executive Officer der Carolina Bank, neigte dabei seinen Körper ganz langsam in Richtung seines Gesprächspartners: Dr. Konstantin Diopolos, die rechte Hand von IWF Managing Director Dominique Strauss-Kahn, des mächtigen Chefs des Internationalen Währungsfonds. Hier einer der mächtigsten Männer der Wall Street, dort einer der mächtigsten Währungsmanager der Welt, beide Verbündete in aktueller Ohnmacht, mitten in Athen.

Dass sie sich hier heimlich trafen, war Carls Idee gewesen. Konstantin musste im Auftrag des IWF ohnehin das Sparprogramm der griechischen Regierung überprüfen, und

Athen war lange nicht so auffällig wie Washington, New York, London oder Zürich. Und da nur ein Grieche wisse, wie ein Grieche trickse, hatte Konstantin dem IWF diese kleine, unangekündigte Sondermission in Athen schmackhaft gemacht. »DSK«, wie Dominique Strauss-Kahn der Einfachheit halber nicht nur in seiner französischen Heimat genannt wird, war zwar alles andere als begeistert darüber, dass seine rechte Hand ausgerechnet kurz vor dem Weltfinanzgipfel in Seoul zu Hause nach dem Rechten schauen wollte, doch die Sache wurde immer unübersichtlicher, sodass ein intim prüfender Blick nicht schaden konnte. Das wusste auch DSK.

Vor ein paar Tagen erst hatte die griechische Regierung abermals das ohnehin manipulierte Haushaltsloch auf sage und schreibe fünfzehn Komma vier Prozent nach oben korrigiert. So langsam reichte es der »Troika« aus Europäischer Zentralbank, Europäischer Union und Internationalem Währungsfonds. Schon seit Monaten suchen die Währungsmanager von EZB, EU und IWF mit der neuen griechischen Regierung den wahren Schuldenberg, der auf Europa lastete und den es irgendwie zu verschieben galt, auch wenn das offiziell noch keiner zuzugeben bereit war.

Insgeheim wussten alle, dass ansonsten das ganze europäische Projekt auf dem Spiel stünde. Und da alles, was Europa schadete, auch Frankreich schadete, war DSK der richtige Mann zur richtigen Zeit an der richtigen Stelle. Dass dieser Ambitionen hatte und im kommenden Jahr ins Rennen um die französische Präsidentschaft gegen Amtsinhaber Nicolas Sarkozy antreten wollte, belastete nach Konstantins Einschätzung noch nicht die Verhandlungen.

Aber bislang hatte DSK sich ja auch nicht offiziell geäußert. Selbst Konstantin gegenüber hatte er nicht den geringsten Hinweis gegeben. Strauss-Kahn war ein Spieler – das hatte Konstantin in den letzten Monaten nur allzu oft bemerkt – doch bis dato hatte DSK sein Blatt noch nie überreizt. Das beeindruckte den Griechen an dem Franzosen fast noch mehr als dessen Sachverstand.

Nach neuen Erkenntnissen suchte Konstantin auch in Athen. Mit allerlei Tricks hatten frühere Minister – von den besten Bankern der Wall Street tatkräftig unterstützt – den hellenischen Schlendrian vertuscht und sich dergestalt in den Euro-Verbund hineingelogen. Aus Krediten waren Cross Currency Swaps geworden – Staatsschulden in fremden Währungen, getauscht in Euro, sodass sie wie Kredite wirkten, aber gar keine waren. Da hatte mal wieder jemand mit komplizierten Finanzprodukten Wein aus Wasser zu machen versucht.

So wie ein paar Jahre zuvor aus schlechten Immobilienkrediten gute Immobilienzertifikate gebastelt worden waren. Das Ergebnis ist bekannt. 2008 stand die Welt am Abgrund, dank einer Clique von ein paar Hundert Investmentbankern, die nun wieder im feinen Zwirn durch die Welt jetten, um beispielsweise Griechenland Geld zu besorgen, ohne Schulden zu machen. Und dabei natürlich kräftig zu kassieren – mehrere Hundert Millionen Dollar kostete den gewieften Griechen der Service von der Wall Street oder der Londoner City.

Kein Wunder also, dass man nur noch seinen eigenen Berechnungen traute und seine eigenen Leute vor Ort haben wollte. Wie sehr man gerade seinem Land in Europa misstraut, hatte Konstantin bereits am Flughafen gemerkt: Die »BILD«-Zeitung brachte seit Freitag einen großen Report: »Die Euro-Lüge. So haben uns die Griechen hereingelegt«. Mit einer fünfteiligen Artikelserie wollte die auflagenstärkste deutsche Zeitung die Zahlentrickserei der Griechen aufdecken. Nach den *bad bankern* waren nun die *bad politicians* an der Reihe; denn die Griechen konnten sich nur mit wissentlicher Duldung der gesamten europäischen politischen Klasse, so analysierte »BILD«, in den Euro hineingeschummelt haben.

Und da vergleichsweise viele Griechen der Oberklasse Deutsch können, weil sie – wie auch Konstantins Eltern – in den Siebzigerjahren vor den Militärs nach Deutschland geflüchtet waren, war diese Serie ein Desaster. Konstantin

war in Berlin auf die Welt gekommen und sprach fließend Deutsch. Mit den »BILD«-Reportern würde er am liebsten ein Hühnchen rupfen, nur dass er genau wusste, dass die Reporter in diesem Fall Recht hatten. Also ließ er es lieber bleiben und versuchte, seine Landsleute in den Griff zu bekommen. Insofern hatte der IWF absolut den richtigen Mann nach Athen geschickt.

Nur zu dumm, dass Konstantin auch noch an einer anderen Front zu kämpfen hatte: Gemeinsam mit Carl wollte er den »Weltwährungskrieg« verhindern. In geheimer Kommandomission, so wie es sich für die Geheimdiplomatie in Kriegzeiten gehörte, heckte die »Viererbande« in Carls Auftrag einen Plan zur Neuordnung des Weltfinanzsystems aus. Der G20-Gipfel der wichtigsten zwanzig Staats- und Regierungschefs in Seoul findet am 12. November statt. Da Konstantin als einziger Vertreter der Bande in Südkorea vor Ort sein würde, wollten Carl und er sich heute genau absprechen, wie sie den Coup d'État durchziehen sollen.

Wie könnte Carl der Welt seine »Ixe«, eine eigene künstliche Weltwährung, schmackhaft machen? Der Plan war einfach, umwerfend gut, aber auch ungemein gefährlich, schließlich ging es an die Pfründe mancher Weltmächte. Doch anders ging es nach Ansicht von Carl nicht. Wenn sich alle an eine zusätzliche Weltwährung als gemeinsamen Standard hielten, könnten einzelne Länder ihre Währungen nicht mehr manipulieren. Die Gefahr eines Währungskrieges wäre jedenfalls deutlich eingedämmt.

Die drei mächtigen Volkswirtschaften – USA, Europa und China – haben auf die eine oder andere Art und Weise Ärger mit ihren Währungen. Das Problem dabei ist, dass alles irgendwie miteinander zusammenhängt. »Panta rhei«, das griechische »alles fließt« gehörte zu Konstantins Lieblingsprüchen, wenn er das weltweite Währungssystem beschrieb. Ixe sollte deshalb die Lösung bringen. Jetzt ging es darum, sich gut zu tarnen, um dann überraschend – und hoffentlich siegreich – losschlagen zu können. Jede Änderung konnte

den Plan zu Fall bringen, und Carls Tod war ohne Zweifel so eine Änderung im Plan. In Seoul kamen die Weltherrscher bereits zum Weltfinanzgipfel Nummer fünf seit Ausbruch der Finanzkrise – nach Washington, London, Pittsburg und Toronto – zusammen. Die Zeit für Geplänkel war vorbei. Und nach Seoul sind die Franzosen dran. Ein Umstand, der nicht jedem Währungsdiplomaten Freude bereitete, denn keiner traute Präsident Sarkozy wirklich zu, dass er eine Lösung auf den Tisch legen konnte, die von allen akzeptiert würde. Am wenigsten wohl Strauss-Kahn selbst, wenn Konstantin dessen Äußerungen zwischen den Zeilen richtig interpretierte. Doch DSK war nun erst einmal weit weg. Ihn würde er erst wieder in Seoul sehen, wo er auch ganz überrascht tun wird, wenn Carl Bensien seinen Plan vorstellt. Konstantin würde in diesem Augenblick seinen Chef fixieren, schauen, wie der Mann reagiert. Nicht nur DSK konnte spielen, auch Konstantin hielt ein gutes Blatt in der Hand, das haargenau zu den Plänen des IWF passte.

Carls linker Arm stützte sich auf dem Glastischchen in der Besprechungsecke des Ministerbüros ab, das auch schon bessere Zeiten gesehen hatte. Die Hand vor dem Mund, blieb er ziemlich gelassen, obwohl er gerade für tot erklärt worden war. »Mord beim Marathon«, schoss es ihm durch den Kopf. Plötzlich kam ihm das Athener Verteidigungsministerium recht sicher vor.

»Meine Leute sagen mir, dass Nummer 4231 tot ist. Das ist die Nummer deines Läufers, Carl. Ein Giftpfeil bei Kilometer dreißig, kurz bevor es wieder abwärts geht, bis nach Athen ins Ziel. Vor fünf Minuten ist es passiert. Sie haben den Einstich erst im Notarztwagen bemerkt.«

»Das kann doch nicht wahr sein«, entgegnete Carl sehr leise und beherrscht, nur leicht den Kopf schüttelnd. Viel zu oft hatte er in den letzten Jahren mit Morden zu tun gehabt. Zweimal schon, seitdem die Finanzkrise mit der Lehman-Pleite im September 2008 so richtig explodiert war, hatte

er selbst »Mordsglück« gehabt. In seinen ohnehin luftigen Sportsachen mit der Nummer 4321 wurde ihm blitzartig kalt, auch wenn ihm wegen der Klimaanlage, die leise surrend ihre Arbeit bei gut zwanzig Grad verrichtete, schon die ganzen zwei Stunden des streng geheimen Treffens etwas kühl gewesen war.

Ein Zittern durchlief seinen schlanken sportlichen Körper. Dies bemerkte Konstantin sofort. In seinen Augen wirkte der Banker verblüfft, aber nicht geschockt, während ihm selbst die Angst voll in die Glieder fuhr. Bombenanschläge gab es seit Monaten in Athen. Erst in den letzten Tagen wieder. Aber ein Mord beim Marathon? Trotz leichter Freizeitkleidung begann er zu schwitzen. Wenn das herauskäme, könnte er es niemandem erklären: weder seinem Chef beim IWF noch seinem Premier hier in Athen. Das war der Nachteil einer Geheimdiplomatie hinter feindlichen Linien. »Vielleicht war das ganze Theater zu viel des Guten«, dachte er, während er auf Carl schaute.

Fünf Kilometer später hätte es Carl Bensien trotz aller Vorichtsmaßnahmen selbst erwischt, wenn er an der Geheimtüre zur Straße wieder ins Rennen eingefädelt hätte. Das Verteidigungsministerium liegt direkt an der Route, und da man in der Oberklasse in Griechenland immer miteinander verwandt ist, war das ganze Treffen leicht zu organisieren, ohne dass man sagen musste, worum es geht. Ein kleines Ablenkungsmanöver – und schon wäre die richtige Nummer 4321 wieder für die letzten rund sieben Kilometer auf der Originalroute von Marathon nach Athen gewesen. Doch nun lag das Bensien-Double mit dem kleinen Zahldreher 4231 tot bei Kilometer dreißig in einem Notarztwagen, von hier aus betrachtet unweit vor Pallini. An der Stelle stiegen zwar viele Läufer wegen der langen und unangenehmen Steigung aus, doch ein Toter dürfte nicht so leicht zu verheimlichen gewesen sein. Zuschauer gab es an dieser Stelle genügend, gerade weil nach dreißig Kilometern am Ende der fiesen langen Steigung so viele schlapp machten und lautstarke Unterstützung brauchten.

»Und was machen wir jetzt?« Schließlich wartete auch noch Carla Bell im Panathenaikon darauf, dass Carl gegen dreizehn Uhr ins Ziel des alten Olympiastadions laufen würde. Unter vier Stunden wollte er bleiben, so jedenfalls die Wette, die er mit Carla eingegangen war, vielleicht auch um sein mit sechsundfünfzig Jahren doppelt so hohes Alter zu kaschieren. »Uns bleibt eine Stunde, vielleicht auch eineinhalb Stunden, wenn er offiziell doch langsamer ins Ziel käme«, erwog der ehemalige Riskmanager in Carl seine Optionen, immer noch in der Besprechungsecke sitzend, während Konstantin aufsprang und ans Fenster rannte.

»Keine Ahnung!« Konstantin Diospolos sinnierte, während er die Läufer beobachtete. Seit geraumer Zeit liefen die ersten Teilnehmer am Ministerium vorbei – allesamt Sportler, die den Klassiker unter den Marathonläufen locker weit unter vier Stunden beenden würden. Er fixierte eine Frau, die auf den wenigen Hundert Metern, die man von hier einsehen konnte, eine halbe Kompanie Männer überholte. »Jedenfalls muss uns schnell etwas sehr Kluges einfallen.«

Als es kurz zuvor auf Konstantins Handy geklingelt hatte, wollte sich Carl schon erheben, da die Crew sicher zum Aufbruch mahnen wollte. Seit seinem Ausfädeln bei Kilometer fünf Komma etwas waren zweieinhalb Stunden vergangen. Bei einem Zehnerschnitt wäre sein Double in rund dreißig Minuten hier gewesen. So frisch wie er war, hätte Carl es in knapp unter vier Stunden ins Ziel geschafft. Eine kleine Notlüge, aber Carla war nicht nur seine Partnerin, sondern auch die stellvertretende Chefredakteurin des »CityView«, die inzwischen berühmte, renommierte und gefürchtete Carla Bell. Sie wusste nichts von seinen Ixe-Plänen. Er hatte sie nicht eingeweiht.

Diospolos, der die ganze Zeit so einen zufriedenen Gesichtsausdruck über die Diskussion der letzten Details mit ihm gemacht hatte, bedeutete Carl nach dem Klingeln unmittelbar, dass hier etwas nicht stimmen konnte. Und

das hatte nichts mit Währungsspingpong rund um Euro, Dollar, Yuan, Wechselkursen oder Staatsanleihen zu tun – noch nicht einmal mit griechischen oder irischen. Da blickte kein Währungsmann so entsetzt wie der Mann am Handy, der ihm um zwölf Uhr mittags am 31. Oktober 2010 in der Hauptstadt Athen gegenüber saß.

Zweieinhalb Stunden zuvor hatte sich Carl, wie abgesprochen, an der ersten Versorgungsstation am Kreisel rund um das Marathon-Denkmal fallen und, hinter den Getränkeischen gebückt, helfen lassen, um seinem Double schnell seinen Chip für die Zeitmessung zu übergeben. Carl nahm Jacke und Kappe, sodass er den Versorgungsleuten ziemlich ähnlich sah.

Ein paar Minuten später saß er im Militärhubschrauber auf dem Weg ins Ministerium und blickte etwas sehnsüchtig auf die zehntausend Läufer, die zum Jubiläum nach Griechenland gekommen waren. An diesem 31. Oktober 2010 waren es zweitausendfünfhundert Jahre her, da der Urläufer von Marathon nach Athen über zweiundvierzig Kilometer gerannt war, um die Botschaft vom Sieg der Athener über die Perser zu verkünden. Ein Sieg, vierhundertneunzig vor Christus, der Demokratie erst möglich gemacht hat. Carl überdachte im Flug, dass die westliche Demokratie im Währungskrieg zur Disposition stand, auch wenn das kein Politiker zugeben wollte.

In die Sehnsucht des Läufers mischte sich das Unbehagen des Wettkämpfers. Carl war »too good a sport to fool«, aber ohne den Trick hätte er keine unauffälligen zwei Stunden herauschneiden können. Die Zeiten waren wieder so, dass jedes bekannt gewordene Treffen auf die Goldwaage gelegt wurde. Carl machte sich vor allem Sorgen, ein Währungskrieg könnte eine erneute Finanzkrise auslösen. Da war ihm ein »not too good a sport« doch lieber als ein »too big to fail«. Denn noch immer war nicht geklärt, wie man große Banken auffangen könnte, die die Staatshaushalte ihrer Länder zu überfordern drohen. Die hatten nämlich alle nach den faulen

Immobilienbündel Staatsanleihen von Ländern gekauft, die höhere Renditen abwarfen, nur wieder einmal vergessen, dass die dann auch ein höheres Risiko hatten.

Als Chief Executive Officer einer der übrig gebliebenen großen Investmentbanken konnte ihm das alles andere als gleichgültig sein. Ob eine Investmentbank strauchelte, weil sie faule Immobilien oder schlechte Staatsanleihen in der Bilanz oder im globalen Währungsgefüge falsch spekuliert hatte, war im Prinzip egal. Ob es griechische oder irische Anleihen, billige Dollar oder künstliche chinesische Yuan waren, war auch egal. Die Nachwehen der Finanzkrise, die drohenden Anleiheverluste und die Währungsspekulationen griffen alle ineinander. »Panta rhei« eben!

Als einer der wichtigsten Banker der Welt hatte er sich entschieden, selbst zu handeln. Des Dramas zweiter Akt lief jedenfalls bereits, nur dass niemand das gesamte Skript kannte. Vom zweiten Akt hatte George Soros beim »World Economic Forum« gesprochen. Die Sprachlosigkeit von Davos war für Carl der entscheidende Auslöser gewesen, im letzten Januar selbst die Initiative zu ergreifen. Alle hatten nur gelächelt, als der immer für eine gute Schlagzeile bekannte Nicolas Sarkozy als Auftaktredner mal eben ein neues Weltwährungssystem gefordert hatte. Carl war das damals nicht aus dem Kopf gegangen, bis er sich irgendwann sagte: Warum eigentlich nicht? Warum kein neues System, wenn das alte nachweislich nicht mehr hält? Nur wenn man diese Entwicklung einem Politiker alleine überlässt, kann nichts Gutes dabei herauskommen. Wenn der französische Präsident 2011 den Vorsitz des Weltwirtschaftsgipfels hat, sollte sein Vorschlag einer Weltwährung auf dem Tisch liegen: seine Idee der Ixe, fast so wie der Vorschlag des IWF oder vielmehr von DSK. Nur dass er nicht von den Franzosen käme, weder von Sarkozy noch von Strauss-Kahn. Jeder von ihnen würde den Plan des anderen zerreißen, sobald die Lage der Euro-Krise es zuließe. Genau deshalb hatte sich Konstantin auf das Spiel eingelassen.

Bis dahin musste Carl Fakten schaffen. Ende Oktober

lief allen die Zeit davon, und solange es keine Lösungen gab, spielte das Finanzsystem einfach sein Spiel nach seinen Regeln weiter. Diskret hatte er sich selbst über Dritte ins Spiel bringen lassen. Man lud bei solchen Treffen immer auch globale Spitzenmanager am Rande dazu. Die »Viererbande« arbeitete seit Anfang Februar an einem Plan für Seoul, der es in sich haben sollte. Denn so konnte es schließlich nicht weitergehen.

Alle hatten wieder zugegriffen, weil es höhere Renditen gab, und dieses Mal waren es nicht Subprimes, sondern Anleihen mit hohem Risiko. Wann würden diese Investmentidioten endlich einmal einsehen, dass höhere Renditen nur mit höherem Risiko zu erzielen waren? Seit einem Jahr war er nun CEO der Carolina Bank und kämpfte täglich damit, das Risiko-Rendite-Profil in den Griff zu bekommen. Und die Kriegsgefahr stieg fast täglich. Mehrfach war Carl in Washington, Paris, London, Frankfurt und Berlin, Zürich und Basel, aber auch in Peking, Singapur oder Tokio gewesen, um alles in seiner Macht Stehende zu tun, damit es nicht zum Ausbruch käme.

Die Euro-Krise kam dabei zum denkbar ungünstigsten Zeitpunkt noch hinzu. Fiele einer der »PIGS« – Portugal, Irland, Griechenland oder Spanien –, dann bräche wohl das Gefüge zusammen, einschließlich einer Reihe von Banken. Denn die waren nach der Finanzkrise immer noch zu schwach, um einen erneuten Schock zu überstehen. Die Euro-Krise war so etwas wie ein verdammt ungünstiger Nebenkriegsschauplatz, der aber alles nur noch schlimmer machte, weil sich eine wichtige Währung dieser Welt von innen zu zerfressen begann. Um das zu verhindern, legten die EU-Staaten Hunderte von Milliarden Euro schwere Rettungsprogramme auf, ohne das eigentliche Problem anzugehen.

»Wer weiß eigentlich, dass du hier bist, Carl?«

»Die ›Viererbande‹, Denise, Estrella und Carla.«

- »Es muss eine undichte Stelle geben, Carl.«
- »Das glaube ich einfach nicht, Konstantin.«
- »Glauben, Carl, ist nicht wissen, und wissen tun wir momentan vor allem eines.«
- »Nämlich?«
- »Dass du tot bist!«

TEIL I:  
SPRACHLOS IN DAVOS

7. UND 8. JANUAR 2010

## Rachegefühl

Nichts tat sich in der Feuchte ihres Schoßes. Ein Gefühl, das Diana sehr befriedigte und ihr ein Lächeln entlockte, wenn sie mit sich fertig war. Erst spät am Nachmittag dieses 7. Januar 2010 stand Diana mit einem Ruck auf, drückte die Zigarette aus und nahm auf dem Weg zur Dusche den letzten Schluck Bourbon. Vierzehn bleierne Tage hatte sie im Korbsessel auf der Terrasse verbracht. Nur von wenigen Stunden unruhigem Schlaf unterbrochen, starrte sie aufs offene Meer. Gegessen hatte sie fast nichts, geraucht viel, getrunken auch – seit vielen Jahren das erste Mal wieder unanständige Mengen. Ihr Körper wurde von Tag zu Tag ausgemergelter, das rotblonde halblange Haar verfilzte zunehmend vom stark wehenden Wind. Das weiße Hauskleid hatte seine saubersten Tage lange hinter sich. Im Grunde stank sie wie ein Schwein, doch es gefiel ihr nunmehr, sich gehen zu lassen. Seit Jahren hatte sie stets auf ihr Aussehen achten müssen, ihr Körper war ihr einziges Kapital. Bis jetzt.

Lediglich zweimal war sie zum Hafen hinuntergegangen, um Bestellungen abzuholen, die ihr ein Hawaiianer mit dem Speedboot brachte. Natürlich musste sie sich auch bewegen, als es diese beiden unangenehmen Besuche gab. Das FBI kam ohne Anmeldung nach »Big Deal«, um Diana zum Tod von Mitch Pieter Lehman und seinen Mordversuchen an Carla Bell und Carl Bensien zu befragen. Vor fünf Tagen waren die FBI-Typen dann noch ein zweites Mal gekommen, ließen über ihr verwahrlostes Aussehen aber keine Bemerkung fallen.

Diana war es noch nicht einmal peinlich gewesen. Offensichtlich interessierten sie sich nicht dafür und wussten nichts, außer dass der international gesuchte Wladimir Godunow mit den Vorfällen zu tun hatte. Nach ihrer »kleinen« Camilla fragte überhaupt niemand. Und sie redete sich damit heraus, dass Mitch Lehman, »wie Sie ja wohl wissen«, immer sein eigenes Ding gemacht hätte.

Nur noch wenige Tage verblieben, bis die Banker aus ihren Weihnachtsferien in die City, an die Wall Street, nach Manhattan und andere Plätze der globalen Kapitalmarktwelt zurückkehren würden. Gut zwei Wochen herrschte mehr oder weniger Ruhe, in denen nicht viel mehr geschehen war, als dass einer der ganz großen Trader gekillt worden war. Einer, der als Investmentbanker über Wasser laufen konnte, wie man über ihn geschrieben hatte; einer, der Nutten zur Weihnachtsfeier einlud; einer, der gleichermaßen gierig und geil war; einer, der nur mit dem Privatjet durch die Welt flog, der eine Insel und viele Villen auf der ganzen Welt besaß, von denen er nicht mal alle kannte. Und einer, der Milliarden verdient und Hunderte Millionen Dollar für sich bekommen hatte, sich jedoch im Bunde mit Isabella Davis, seiner »Rakete«, so verzockt hatte, dass er die Carolina Bank fast ruiniert hatte. Einer, über den man beim besten Willen nichts Gutes sagen konnte. Kein Geringerer als »General« Mitch Pieter Lehman war am Heiligen Abend erschossen worden.

Auf dem Weg zur Dusche fiel der schmutzige Einteiler von Diana ab. Sie nahm die Außendusche auf der Terrasse am sichelförmigen Jacuzzi, starrte auf das weite, fast in alle Himmelsrichtungen offene, glatte Meer. Minutenlang lief das Wasser an ihrem Körper herab. Sie wusch ihr altes Leben von sich ab, das noch nach den Männern roch, die sie gehabt hatte, einem starken Raucher gleich, der noch Monate nach dem Entzug aus den Poren stinkt. Dreimal wusch sie ihren rotblonden Schopf. Besonders zwischen ihren Beinen ließ sich Diana viel Zeit mit dem Einseifen, um ihren matten Körper wieder richtig zu durchbluten.

Als sie die Knötchen aus dem Haar herausgebürstet hatte, hüpfte sie in das warme sprudelnde Wasser. Es blieben ihr weitere dreißig Minuten, um alles noch einmal durchzugehen. Denn so lange benötigte die drehbare Terrasse, um eine Runde um das Obergeschoss zu vollenden. Nur auf der Nordseite war der freie Blick aufs Meer für einen kurzen Moment verstellt. Nachdem die Terrasse mit einem leichten

Rückfedern zum Stillstand gekommen und Dianas Kopf im schwappenden Wasser etwas mitgekippt war, entstieg sie dem Bad, das ihr wie ein Jungbrunnen vorkam.

»Ich will Rache!« Zum ersten Mal seit vierzehn Tagen kamen – mit Ausnahme der kurzen Wortwechsel mit den Bullen und dem Lieferanten – wieder Worte über ihre Lippen.

Vierzehn Tage zuvor fiel nur ein einziger Schuss. Mitch Pieter Lehman starb gegen neunzehn Uhr dreißig an Heiligabend 2009. Die Kugel drang knapp zwei Zentimeter oberhalb des rechten Auges in seine Stirn, verließ den Kopf am Ansatz der Wirbelsäule wieder und schlug hinter ihm ins Arvenholz. Die Wucht des Schusses haute den weltweit gesuchten Ex-Kapitalmarktchef der Carolina Bank um. Mit weit aufgerissenen Augen und einem kleinen Loch im Schädel lag er auf dem Boden des Douvalier-Bensienschen Maiensäß. Aus dem Kopf ergoss sich ein wenig Blut auf das helle Holz und verfloss in den Maserungen des ehemaligen Stallbodens. In der alten Hütte oberhalb von Zermatt in den Schweizer Bergen endete das Leben des ewigen Spielers mit seiner grenzenlosen Gier nach dem ultimativen Deal.

Acht Uhr dreißig war eigentlich nicht die Zeit, zu der Diana normalerweise wach war, schon gar nicht am 24. Dezember. Wer wie sie meistens nachts arbeitete, hatte auch in der Freizeit einen anderen Rhythmus. Doch sie hatte diese Nacht sehr unruhig geschlafen, weil sie sich um das sorgte, was Tausende von Kilometern weiter östlich geschehen würde – natürlich nicht wegen Mitch. Die ganze Nacht hatte sich Diana im Bett hin und her gewälzt, war mehrfach aufgrund der durch den heftigen Wind verursachten Geräusche aufgeschreckt. So ganz verwaist war Big Deal doch unheimlich, die Lehman'sche Privatinsel im Pazifik vor Hawaiis Big Island mit dem weißen, einem Leuchtturm gleichenden Haus auf der Spitze des freien Felsens am Rande der Insel, die nun ihr gehörte.

Bei ihren früheren Besuchen war hier immer »Big Party«

gewesen, Männer mit meist ausgebeultem Schritt, die sich eines der vielen von Mitch organisierten jungen Mädchen schnappten, als griffen sie am Buffet »all you can eat« zu. Nur Camilla und sie packte nie ein Bekannter an. Früher hatte Mitch sie manchmal einem guten Freund spendiert, aber das war längst vorbei. Nur noch ihm selbst gehörte sie. Erst war ihr das gar nicht aufgefallen, denn als Dienstleisterin tat sie einfach ihren Job. Doch mit dem Heiratsantrag fiel es ihr wie Schuppen von den Augen. Mitch hatte sie nicht mehr zum Fremdvögeln verliehen. Und Camilla wurde sowieso nicht vergeben. Nur an Godunow hatte er sie mehr oder weniger verkauft.

Mrs. Mitch Lehman beschlich seit Tagen ein ungutes Gefühl hinsichtlich der Sache in Zermatt. Lange Gespräche konnten sie ja nicht führen – ein mit internationalem Haftbefehl gesuchter Betrüger und Mörder hatte seine Nachteile in punkto Gesprächskultur. Auch Camilla konnte sie leider nicht anrufen. Alles sollte auf eine Art und Weise geschehen, die keine großen Spuren hinterließ.

Um acht Uhr dreißig, elf Zeitzonen zurück, saß sie deshalb schon lange auf der Terrasse vor dem Schlafzimmer und nippte am Kaffee, immer mit Blick auf die Uhr, Mitchs Zeichen erwartend: Nur DC wollte er ihr per SMS schreiben – von einem billigen Schweizer Prepaid-Handy auf ihren verschlüsselten iPod. Immer wieder schaute Diana auf das Display, doch DC, was für »Deal Closed« stand, wurde einfach nicht gesimst. Dabei blickte sie in ihr eigenes Spiegelbild, denn solange der Bildschirm schwarz blieb, ähnelte er einem kleinen Schminkspiegel.

Die Sonne des Pazifiks und die Ruhe der Insel hatten ihr gut getan. Arbeiten musste sie nun nicht mehr, schließlich war sie Ehefrau und nicht mehr Edelhure. Vorsicht in der Kommunikation war seit Monaten geboten, auch wenn sie im November insgeheim in Moskau in Anwesenheit von Wladimir Godunow und Camilla Miller als Trauzeugen kirchlich geheiratet hatten, wobei Diana auf das jungfräuliche weiße

Kleid nicht verzichten haben wollte. Wenn sie schon spielte, dann richtig. Mitch hatte das Kleid zu einem Kommentar über ihren Beruf verleitet. »From High End to Holy End« konnte ihr jedoch nur ein gequältes Lächeln abringen und ließ keinen Zweifel darüber, was sie für einen Ehemann bekommen hatte. In der Hochzeitsnacht hatte sie ihm bewiesen, dass sie nichts von ihrer Professionalität eingebüßt hatte, auch wenn sie jetzt mit ihm verheiratet war. Diana kannte das Spiel und spielte es, und zwar besser als Mitch es je vermutet hätte.

Viele Jahre war Diana Lundgren Mitch Lehman als dessen persönliche Prostituierte zu Diensten gewesen. Sie kannte ihn intimer als jede andere. Doch als er ihr den Antrag machte, war sie völlig überrascht. Es passte überhaupt nicht in ihren Lebensplan, und auch nicht in den von Camilla. Nicht die junge blonde Camilla – die Zweithure, die er allerdings für drei Jahre für knapp sieben Millionen Dollar an Godunow »outgesourced« hatte – wollte er heiraten, sondern sie, die gut vierzigjährige Schwedin mit dem zweifelsohne noch ziemlich gut gebauten Körper, dem man den täglichen Sport ansah. Diana hatte immer auf ihr Kapital geachtet – mit Ausnahme der letzten vierzehn Tage.

Seit Anfang Dezember war Diana Lundgren die zweite Mrs. Mitch Lehman, trug einen schlichten Ehering aus Weißgold und wartete auf Mitchs Privatinsel »Big Deal« darauf, dass der große Trader seinen letzten Deal zu Ende brachte. Etwas komisch hatten die Behörden auf Hawaii schon dreingeschaut, als sie ihnen Mitte Dezember bei der Anreise die Schenkungsurkunde für das Anwesen unter die Nase gehalten hatte. Doch das FBI war froh, weil es damit einen Fixpunkt hatte, von dem aus man Mitch suchen wollte. Selbstverständlich hatte Diana Mitch wegen Camilla überreden wollen, es nicht zu tun. Sie hätte die Dinge anders gelöst, wusste aber eigentlich nur zu gut, dass man einen »Big Trader« wie Mitch nicht von einem »Big Deal« abhalten konnte, wenn er einmal richtig Blut geleckt hatte. Diana Lehman wusste, dass sie

einen Söldner geheiratet hatte – einen Kapitalmarktsöldner zwar –, aber das machte es auch nicht anders. Sie war eine Soldatenbraut, die zu Hause zu warten hatte, bis er vom Felde heimkam oder gefallen war.

Dieser »General«, wie ihn seine Kapitalmarktsöldner genannt hatten, lag in seiner eigenen kleinen Blutlache im Maiensäß oberhalb von Zermatt, elf Zeitzonen später. Es dauerte Stunden, bis die Kantonspolizei den toten Lehman abtransportiert, alle Spuren am Tatort aufgenommen und alle Anwesenden vernommen hatte. Erst gegen dreiundzwanzig Uhr mitteleuropäischer Zeit kehrte bei den Douvalier-Bensien wieder Ruhe ein: Madame bat »trotz allem« zu Tisch. Carla hielt den ganzen Abend die Hand von Carl. Sam und Steve, die Jungs sowie Mademoiselle Rey lockerten alle wieder auf. Nur den beiden Sicherheitsleuten war jeglicher Appetit vergangen.

Später, gegen ein Uhr am Morgen, zog Carla Bell, die stellvertretende Chefredakteurin des »CityView«, den leicht verklemmt wirkenden Dr. Carl Emil Etienne Bensien, Chief Executive Officer der Carolina Bank, hinter sich her in Richtung ihres Zimmers im ersten Stock, das praktischerweise ein Doppelbett hatte. Carla und Carl verbrachten ihre erste Nacht miteinander, nachdem sie dem Tod ganz knapp entkommen waren. Carla wollte am nächsten Morgen neben Carl aufwachen. Dass Madame Douvalier-Bensien ihr beim Abschied zugezwinkert hatte, hätte sie fast laut loslachen lassen.

Zum Lachen war Camilla derweil gar nicht mehr zumute – der Plan war schiefgegangen: Als sie das hektische Treiben vor dem Polizeigebäude bemerkt und später den Pistenbully mit dem Sarg vom Maiensäß herunterkommen sah, war ihr klar, dass Mitch sein Ziel verfehlt hatte. Doch erst gegen ein Uhr hatte sie Gewissheit. Auf der Polizeistation tat Camilla so, als suchte sie eine bestimmte Bar für einsame Herzen in der Heiligen Nacht und hatte »der Tote heißt Mitch Lehman« aufgeschnappt. Nicht dass sie irgendetwas für Mitch empfand – schließlich hatte er sie verkauft und obendrein

Diana geheiratet –, aber nun wusste die Polizei bereits vom Mordversuch. Für sie wurde es höchste Zeit, Zermatt zu verlassen und Diana darüber zu informieren.

Während Wladimir Godunow – nachdem er bis auf Carla alle neun Weihnachtsgäste im Maiensäß für Mitch an den Stühlen gefesselt und für den geplanten Tod vorbereitet hatte – sich aus dem Staub machte, blieb Camilla auf ihrem Posten. Sie sollte Mitch nach den beiden Morden als Japanerin verkleidet aus dem verschneiten Zermatt heraushchaffen. Japaner waren in Zermatt am unauffälligsten, da es hier fast mehr davon gab als in Tokio, selbst im Winter.

Zwei Stunden später war sie nun ohne Mitch unten im Tal angekommen. Sie hatte sich in eine blonde Skilehrerin verwandelt, saß in einem Range Rover mit Zürcher Kennzeichen und fuhr in Richtung Simplonpass. Wladimir und sie wollten sich in Domodossola treffen und über das Tessin nach Turin flüchten, um von dort aus mit einem Linienflugzeug Europa zu verlassen. Die Strecke war länger als andere, aber eigentlich konnte niemand auf die Idee kommen, durch das verwinkelte und zu dieser Zeit verschneite Centovalli zu kurven.

Kurz vor dem Simplonpass zog sie den Lederhandschuh an, schnappte sich eines der beiden Handys auf dem Beifahrersitz und tippte: LIEBE SCHWESTER, DANKE FUER DEN SCHOENEN STAENDER. LEIDER IST ER ABER VOELLIG KAPUTT GEGANGEN, ALS WIR BEIM WEIHNACHTSESSEN SASSEN. ICH MELDE MICH NACH DEM FEST BEI DIR, DEINE C. Fast hätte Camilla dabei die Abfahrt in Richtung Simplon verpasst. Schnittig nahm sie die Kurve, öffnete das Fenster und warf das Handy in hohem Bogen in den aufgetürmten Schnee neben der Straße. Drei Uhr fünfzehn zeigte die Uhr unterhalb des Tachos am Morgen des 25. Dezember 2009. Camilla lag sehr schlecht in der Zeit, weil sich in Zermatt alles verzögert hatte. Godunow hatte ihr eingebläut, auf gar keinen Fall die Geschwindigkeitsbegrenzung zu überschreiten – das flöge in der Schweiz

garantiert auf. »Scheiß Mitch«, dachte Camilla, war sich dabei aber nicht im Klaren darüber, welches von den vielen Schlamasseln sie genau meinte, das sie Mitch in den letzten Jahren zu verdanken hatte. Nur gut, dass sie fünf Millionen Dollar per Vorkasse für den »Blow Job« erhalten hatte, wie sie das Tötungskommando nannte. Bensien, Bell & Co. sollten von Mitch schließlich weggeblasen werden. Sie und Godunow hatten nichts damit zu tun, mussten lediglich für die Logistik sorgen.

Elf Zeitzonen zurück, um sechzehn Uhr fünfzehn auf Hawaii, las Mrs. Diana Lehman die Nachricht auf dem Display ihres Handys: STAENDER war Camillas und ihr Codename für Mitch – seit der ersten gemeinsamen Nacht, in der seine Manneskraft nicht kaputtzukriegen gewesen war. Sie hatte Camilla mit ins Geschäft gebracht, als sie merkte, dass sie mit Mitch auf Dauer nicht mehr alleine fertig werden würde, aber auch, weil sie Camilla dominieren konnte. VÖLLIG KAPUTT ließ keinen Zweifel aufkommen: Mitch war tot!

Diana konnte gar nichts dagegen machen: Nach Empfang der Nachricht stieg sofort ein Gefühl in ihr auf, dass das nicht das Ende sein konnte. Der Plan reifte wie von selbst in diesen faulen vierzehn Tagen, in denen sie ihren Körper kaum bewegt und sich dermaßen hatte gehen lassen. Auch die anderen Mitchs sollten zerstört werden. Das war ihr einziger Gedanke. Ihr Geist war wach, ihr Fleisch schwach. Bis zum späten Nachmittag des 7. Januar 2010.

Nach der Runde um das Obergeschoss entstieg sie dem Jacuzzi, trocknete sich kurz ab und ging, nur mit einem Handtuch um ihre schlanken Hüften, hinunter in die Küche und bereite sich ein Abendessen vor. Dann zog sie ein neues, gut riechendes Hauskleid an und aß langsam, aber so viel, als wollte sie die vierzehn Tage, in denen sie fast nichts zu sich genommen hatte, nachholen: Brot, das zwar etwas hart geworden war, sowie Salami, Schinken und Käse, deren Haltbarkeitsdaten noch nicht abgelaufen waren. Nur vom Alkohol

ließ Diana die Finger und trank stattdessen Saft und Wasser.

Gut gesättigt machte sie sich auf und ging in Mitchs Büro im obersten Stockwerk des Leuchtturmes. Auf dem Weg dahin musste sie die Wendeltreppe durch das Schlafzimmer nehmen. Der kleine Schreibtisch, auf dem früher Mitchs Bloomberg-Terminal leuchtete, war verwaist. Wie oft war Mitch mittendrin aufgesprungen, wenn der Terminal mit neuen Flash-Meldungen blinkte, hatte die Meldungen studiert und dann telefonisch schnell ein paar Anweisungen durchgegeben. Als wenn es keine Unterbrechung gegeben hätte, hatte er sie dann weitergevögelt. Wie oft hatte sie ihn dafür gehasst!

Nachdem sie im obersten Geschoss den Laptop hochgefahren hatte, fand sie schnell die gesuchte Privatnummer in ihrer Adressenverwaltung. Mit Blick auf die Armbanduhr, eine mit Brillanten besetzte goldene Cartier, das Hochzeitsgeschenk von Mitch, schnappte sich Diana ihr verschlüsseltes iPhone: zweiundzwanzig Uhr Ortszeit auf den hawaiianischen Inseln. Zehn Stunden weiter westlich war es mithin acht Uhr am Freitagmorgen, eine gute Zeit zum Telefonieren. Diana tippete die Vorwahlen für England und London und dann eine siebenstellige Telefonnummer. Da sie trotz Verschlüsselung davon ausgehen musste, dass ihr Handy abgehört werden könnte, musste sie sehr vorsichtig sein. Keine zwei Mal, klingelte es am anderen Ende, ehe jemand abnahm.

»Cindy Fitzpatrick.« Ein Lächeln ging über Dianas Gesicht.

»Diana hier«, legte sie los, ließ ihren neuen Nachnamen aber vorsichtshalber weg.

»Uh, das nenne ich eine echte Überraschung«, bemerkte Cindy nach einer Weile.

»Das Leben ist voller Überraschungen, Cindy.« Diana antwortete schnell, nicht dass Cindy gleich auflegen würde. »Ich muss dich sprechen.«

»Woher hast du eigentlich meine Privatnummer? Wieso rufst du mich zu Hause an?«

»Auf Nummern verstehe ich mich. Und eine Primadonna

geht doch immer erst wieder am Montag zur Arbeit, nicht wahr?»

»Was willst du denn besprechen?« Cindy übergang die Spitze besser.

»Das würde ich dir gerne persönlich mitteilen.«

»Kein Interesse, Diana. Das mit Lehman ist vorbei. Und die Primadonna bin ich schon lange nicht mehr.«

»Genau, meine Liebe. Wir haben beide von ihm profitiert, beide ihm gedient, diesem Dreckschwein.« Letzteres hatte sich Diana extra für die möglichen Abhördienste ausgedacht.

»Dein Tagessatz war deutlich besser als mein Gehalt.«

»Vergiss deinen Bonus nicht. Zweihundertfünzigtausend, stimmt?» In Cindys überraschtes Schweigen hinein, dass diese Hure ihren letzten Lehman-Bonus kannte, sprach Diana weiter. »Ich habe zwei Wochen darüber nachgedacht, was ich mit meinem Leben anfangen will.«

»Und dabei bist du auf mich gekommen?«

»Genau.« Cindy hatte angebissen. Diana freute sich im Privatbüro des Mannes, der sie beide so oft zusammengebracht hatte.

»Wie soll das gehen?« Am Telefon im Londoner Vorort Barnes spielte eine sichtlich interessierte Chefsekretärin an ihrer Perlenkette. »Ich bin eine gute Katholikin.«

Diana verdrehte die Augen, so wenig überzeugend klang der Vorwurf. »Amen!«

»Ich verstehe dich nicht, Diana.«

»Amen. So sei es, heißt das doch in eurem Club. Zier dich nicht, du brauchst Geld und ich habe eine Idee. Lass uns treffen, das ist keine Sünde.« Stolz ballte Diana ihre Faust ob der wunderbaren Brücke, die sie ihr gebaut hatte. Noch mehr aber, weil sie Cindy unbedingt für ihren Plan benötigte.

»Oookay. Wann und wo?«

»Wie wäre es zum Tee bei ›Fortnum & Masons‹ am Montagnachmittag?«

»Fünf Uhr?«

»Wann sonst, meine Liebe, wir haben doch Stil, oder?«

## *Die Viererbande*

Immer am ersten Donnerstag eines neuen Jahres traf sich die »Viererbande« bei einem Griechen. Am 7. Januar 2010 um zwanzig Uhr in Frankfurt am Main im »El Greco«, einer ehemaligen Kneipe mit typisch deutscher Einrichtung: schweres dunkles Holz, große Theke und einfache Stühle mit Tischen, denen man die Jahrzehnte Stammtischrunden mit Pils und Korn noch ansah. Mit Bildern der Akropolis und ein paar Skulpturen von Athena bis Zeus verziert, sah das »El Greco« nicht wirklich griechisch aus, aber Stratos war weit und breit der beste griechische Koch, wie der Gastgeber des Abends besser als alle andere beurteilen konnte: Dr. Konstantin Diopolos war an der Reihe, die Viererbande zu bewirten.

Da es am Montag noch einmal kurz zurück an den Arbeitsplatz bei der EZB, der Europäischen Zentralbank, ging, hatte »Dispo«, der Grieche der Viererbande, nach Frankfurt geladen. Elegant in dunkelblauem Cord, ohne Krawatte, stand der kleine Währungsspezialist mit viel zu stark gegeltem Haar bei Stratos, dem Restaurantbesitzer, und wartete auf seine Gäste. An Frankfurt und seine hessische Küche konnte und wollte er sich auch nach fünf Jahren nicht gewöhnen. Berlin, wo er 1970 auf die Welt gekommen war und fünf Jahre mit seinen Eltern im Exil gelebt hatte, war ihm deutlich näher. Seine Mutter war Deutsche, eine waschechte Berlinerin, die sich in einen jungen heißblütigen Griechen verliebt hatte. Die Odyssee durch die Finanzkapitalen dieser Welt würde alsbald eine neue Etappe bieten: Büroleiter des IWF-Chefs in Washington sollte er Ende Januar werden, noch rechtzeitig vor dem »World Economic Forum« in Davos.

Als Erste der Bande traf »Friedhof« im »El Greco« ein, immer ein wenig überpünktlich, was ihrem generell überkorrekten Charakter entsprach. Annafried Olson geborene Fjordhof und von allen deshalb nur »Friedhof« genannt. Ein Name,

den ihr die deutsche Ellen Klausen verpasst hatte. »Friedhof« verband den Trip nach Manhattan mit einem Besuch beim Statistischen Bundesamt in Wiesbaden, aber natürlich zahlte sie die Tage vor der Arbeit in Wiesbaden aus ihrer privaten Schatulle. Als Beamtin bei EUROSTAT, dem Statistischen Amt der Europäischen Union in Luxemburg, war sie bis zum Jahresende für Deutschland zuständig gewesen. Als solche musste sie noch das Zahlenwerk für 2009 abschließen, wofür sie ein paar Tage brauchen würde. Dass sie nun ausgerechnet Chefin für die südeuropäische Gruppe würde, war zwar ein Gehalts- und Karrieresprung, aber um die Zahlen der Südländer hatte sie bislang einen großen Bogen gemacht. Seit das Land 2001 dem Euro beigetreten war, gab es Verfahren gegen und Schwierigkeiten mit Defiziten von Griechenland.

Der neue Job würde alles andere als ein Zuckerschlecken sein. Griechenland war auf dem besten Weg, das Sorgenkind der Europäischen Union zu werden. Sie spürte förmlich, dass die Eurozone in den nächsten Monaten eine griechische Tragödie erleben würde. Im Herbst 2009 hatte die neue griechische Regierung unter Giorgos Andrea Papandreou zugeben müssen, dass die Neuverschuldung viel höher war als bislang offiziell angegeben: zwölf Komma sieben Prozent statt der erlaubten drei Prozent. Noch im Dezember hatten Ratingagenturen die Kreditwürdigkeit Griechenlands herabgestuft und damit einen gewaltigen Risikoaufschlag der Staatsanleihen ausgelöst. Die Schulden wurden unbezahlbar.

Griechenland war das Problem des Euro und damit von nun auch das von »Friedhof«. Griechenland hatte sich in die Eurozone hineingelogen. Anna traute der ganzen Sache nicht, selbst den neuen Zahlen nicht. Sie wollte sich erst einmal richtig in die Datenmengen eingraben. Die Griechen hatten Militärausgaben nicht als solche deklariert und damit ihre Verschuldungsquote gedrückt. Aber die früheren griechischen Regierungen hatten vor allem ihr Volk belogen, hatten ihnen vorgegaukelt, dass sie besser im europäischen Wettbewerb lägen, als sie es am Ende taten. Sie hatten mit

Staatsgeldern ein System aufrechterhalten, das schon lange nicht mehr funktionierte. Griechenland war zu teuer, um im europäischen Wettbewerb zu bestehen.

Nun musste die neue Regierung unter Papandreou das alles ausbaden, den stolzen Griechen nicht nur die Wahrheit sagen, sondern auch den Europäern, die es aber alle im Prinzip zumindest geahnt haben mussten. Die Heuchlerei ging Anna schon jetzt fürchterlich auf die Nerven. Das jetzige Tamtam ging gegen die griechische Ehre – da musste sie sich nur den heißblütigen Dispo anschauen –, aber Annafried wusste genau, dass es keine Alternative gab. Sonst drohte die Staatspleite, etwas, das in der Eurozone nicht vorgesehen war.

Nicht nur das hatte sie der Bande zu berichten, sondern auch die stille Trennung von Herrn Olson. Nach dahinplätschernden, aber nicht unglücklichen Jahren mit ihm hatte Annafried im Herbst feststellen müssen, dass der Gute sie seit Jahren betrog. Betrug war nicht ihre Sache. Entwaffnend war allerdings sein einziger Vorwurf, den der Mann, mit dem sie zehn Jahre verheiratet war, ihr gegenüber gemacht hatte: »Sieh dich doch an, Anna, sexy ist etwas anderes.« Zwar änderte das nichts für die blonde Dänin, doch machte sie sich selbst Vorwürfe, sich zu sehr in die Arbeit vergraben zu haben. Eben darum wollte sie ihr Leben ändern, aber ohne Mr. Olson.

Anna hatte erst einmal einen Stilberater aufgesucht, denn eigentlich war sie kein Kind von Traurigkeit. Statt dunkle trug sie nun helle Farben, vorzugsweise beige, und dies selbst im Winter. Die glatt geschnittenen Haare waren einem hübschen Stufenschnitt gewichen, und selbst Schmuck zierte die schlanke mittelgroße Dänin. So war es vielleicht auch gar kein schlechter Zufall, dass sie die Südländer übernehmen musste. Die bevorstehenden Reisen nach Lissabon, Madrid, Rom und Athen würden sicher auch interessanter werden als die Besuche in Wiesbaden und Frankfurt. Leider war dort nicht nur das Leben lockerer, sondern auch die Zahlenlage. Annafried wusste, dass sie ihren Stil finden müsste.

Dispo war sofort aufgefallen, dass Friedhof ganz anders aussah. Aber ehe er etwas sagen konnte, kam die Dritte im Bunde schon durch die Eingangstüre: »Miss Money«, Dr. Ellen Klausen, lange schon geschieden und Single. Sie sah wie immer klasse aus, stellte Dispo fest, als ihr am Eingang aus dem Mantel geholfen wurde. Klein, aber klasse – alles in den richtigen Proportionen. Ganz entspannt lächelte sie beide an, was auch damit zu tun hatte, dass der junge Chinese, den sie betreute, ihr vor dem Abendessen eine Vollkörpermassage hatte angedeihen lassen, wie man sie von Europäern nicht bekam. Und Ellen kannte den Vergleich.

Ellen war froh, dass Wang Li mit nach Frankfurt gekommen war, auch wenn er sich bis zu ihrer Rückkehr alleine vor dem Fernseher im »Hilton« vergnügen musste. Und näher als über Wang Li konnte sie an die chinesischen Währungskrieger gar nicht herankommen. Bislang hatte sie chinesische Männer nur mit einer einzigen Ausnahme in ihr Bett gelassen. Mit Wang Li kam allerdings jemand zwischen ihre Laken, der kein Planwirtschaftler mehr war, weder im Bett noch auf dem Parkett. Vielmehr ein in feines italienisches Tuch gewandeter »Kommunist« – zumindest war er Mitglied der KP in China, ausgebildet an den besten Business Schools der Welt. Und da er nun einmal auch an der ETH in Zürich studiert hatte, sprach er sehr gut Deutsch und war somit der richtige Mann für die Basler BIZ, die Bank für den Internationalen Zahlungsausgleich.

Wang Li war Ellens neues Filetstück. Da es in der BIZ immer wieder Frischfleisch gibt, wenn die Mitgliedsländer ihre Fachkräfte auswechseln, die zudem oftmals auch ihre Familien in den Heimatländern lassen, hatte die extrem gutaussehende Ellen unter der Woche nicht nur viel Arbeit im Generalsekretariat der BIZ, sondern auch ein äußerst zufriedenstellendes Liebesleben. Und weil die Deutsche fest zur BIZ gehörte, wurde sie auch nicht ausgetauscht und hatte ihren Hauptwohnsitz in Basel, während ihre wechselnden Lover oft am

Wochenende nach Hause flogen. Das Schöne an Wang Li war, dass er ganze zwölf Monate in Basel blieb und nur selten nach Hause flog. Sechs Monate waren bald rum. Mr. Li sollte danach im Umfeld des chinesischen Notenbank-Präsidenten eingesetzt werden und damit im Zentrum einer der inzwischen bedeutendsten Machtfaktoren internationaler Währungs politik. Hier saß die eine Armee der Währungskrieger – der Gegner, zunehmend schwächer werdend, in Washington. Ellen war klar, dass Wang Li in Basel den letzten Schliff bekommen sollte, um hinterher dem Yuan in die westliche Welt zu helfen, das heißt, ihn zu einer echten Währung zu machen. Das hatte sie jedenfalls im Freundeskreis ausgeplaudert, was dort zu einigen überraschten Blicken geführt hatte: Die Chinesen wollten sich von niemandem diktieren lassen, was sie wann und wie mit ihrer Währung zu tun hätten.

Auch wenn alle drei gute Jobs hatten, schauten sie dennoch etwas neidisch auf David Wagner. »Goliath« war nicht nur ein Bär von Mann, er hatte auch den dicksten, bestbezahltesten Job der Viererbande. Das sah man zwar seiner meist uneleganten Freizeitkleidung nicht an, war aber so. Als Chef des gesamten Währungsbereichs der Carolina Bank und Managing Director dürfte er Millionen Dollar verdienen oder besser bekommen, denn letztes Jahr hatten sich die vier Freunde beim Griechen in London in die Haare gekriegt, weil die anderen drei ihren Goliath so richtig in die Zange genommen hatten, für das, was die Investmentbanken 2008 verbockt haben. Wenn sie sich nicht alle seit gut fünfzehn Jahren gekannt hätten, hätte Dave wohl kein Wort mehr mit diesen drei Zahlenverdrehern, Bedenkenträgern und Währungshütern geredet.

1995 waren alle vier Teil einer »European Currency Union Summer School« gewesen. Als beste Studenten ihrer Jahrgänge hatten sie ein intensives Auswahlverfahren bestanden und zwei Monate auf Kosten des damals gerade frisch gegründeten Europäischen Währungsinstitutes konzentriert über die bevorstehende Währungsunion geforscht und dis-

kutiert. Das hatte ihnen alle Türen und Tore geöffnet. Denn wo gab es um diese Zeit schon junge Absolventen der Geld- und Währungspolitik, die nicht nur die reine Ökonomik, sondern auch die politische Dimension des Projektes verstanden hatten?!

Gerade dieses Jahr freute sich Dave auf seine alten Kumpel, mit denen er 1995 unvergessliche Monate in Piräus verbracht hatte – gut untergebracht in einem im Sommer verwaisten Internat in Hafennähe. Die Griechen, seit 1981 als zehntes Land Mitglied der Europäischen Union, waren schon früh dabei, sich auch für die Währungsunion zu qualifizieren, sogar mithilfe einer Summer School in Piräus.

Zufällig waren die vier am zweiten Tag in eine Arbeitsgruppe gepackt worden, die sich für ein paar Stunden um die Integration von Geldpolitik und Staatsfinanzen Gedanken machen sollte. Da Dispo aus einer guten linken griechischen Familie kam, genügte ein Anruf und die Gruppe tagte auf der Terrasse des »Greek National Yacht Clubs«, der auf einem Hügel am Rande des alten Hafens lag und von vorne an eine Schiffskommandobrücke erinnerte. Einer von Dispos vielen Onkeln, der in der Griechischen Zentralbank arbeitete, faxte auch gleich mal ein Argumentationspapier, sodass sie sich weite Teile des Nachmittages der Sonne widmen konnten. Nur Friedhof hatte ein schlechtes Gewissen. Doch auch sie machte zwei Monate alles mit – ließ sich eigentlich immer gerne mitziehen –, und so entstand die »Viererbande«.

Als Goliath kurz vor acht Uhr die Türe zum »El Greco« im Frankfurter Westend aufriss, hatte er allerdings ziemlich beschissene Laune und musste sich mal richtig auskotzen. Dass Carl Bensien Mitch Lehman als Kapitalmarktchef der Carolina Bank gefolgt war, hatte er ja noch geschluckt, doch als Bensien ausgerechnet Allan Smith, den Finanzchef der Carolina Bank, nach Kramers Tod und Carls Berufung an die Spitze der Bank, zum neuen Kapitalmarktchef gemacht hatte – mit Datum vom 1. Januar 2010 an und damit de facto ab

kommenden Montag –, stank Dave gewaltig. Auf einen »Dr. No Risk« folgte ein »Mr. Number Cruncher«. So sehr Dave Carl auch als Chef zu schätzen gelernt hatte, Smith war nichts für einen Währungskünstler wie David Wagner einer zu sein glaubte. Noch im Eingang stolperte Dave fast über Ellen, die gerade dem Kellner, der mit ihrem fast bodenlangen Ledermantel beschäftigt war, ihren schwarzen Schal reichte.

»Hallo, Miss Money, du siehst wie immer umwerfend aus.«

»Eigentlich müsstest du ja Mr. Money heißen, Goliath.« Ellen drehte sich freudig zu Dave und küsste ihn auf die Wange.

»Dann wären wir ja verheiratet, Süße.«

»Dich würde ich nur des Geldes wegen heiraten.«

»Es hat schon sinnlosere Gründe für Eheschließungen gegeben.«

»Wem sagst du das!« Ellen löste sich aus Daves Armen, hakte ihm unter und zog ihn in das gut gefüllte Restaurant.

»Dispo hat etwas Populäres ausgesucht, scheint mir. Dahinten sind wir aber alleine.« Im hinteren Teil, auf den Ellen deutete, gab es ein kleines Separee. Durch die offene Schiebetüre entdeckten sie Friedhof und Dispo, die ihnen freudig entgegensahen.

»Da ist ja unsere graue Maus.«

»Sei nicht so unfair, Ellen. Nicht alle können so blendend aussehen wie du. Und wenn ich recht sehe, ist sie heute gar nicht grau gekleidet.« Dave wies mit einer kleinen Kopfbewegung auf Annafried.

»Stimmt«, erwiderte Ellen und blickte überrascht in Richtung Separee. »Recht hast du. Außerdem weißt du, dass ich Friedhof mag.«

»Ja, nicht zuletzt, weil sie dir die Daten für deine Doktorarbeit besorgt hat.«

»Du Ekel!« Ellen boxte Dave leicht in die Seite, der dabei lachte. »War ein *cum laude*, und das für die Krönung.« Nur ungern wurde sie daran erinnert, dass ihre Arbeit über »Die Krönungstheorie als *ultima ratio* der Europäischen Wäh-

rungsunion« nicht gerade ein akademischer Hammer war. Doch anders als Annafried, die freudig strahlend auf ihre Freundin Ellen zukam, hatte Ellen politisches Gespür für das weiterentwickelt, was machbar war, und zwar mehr als alle anderen der Viererbande zusammen. Eine Krönungstheorie, bei der man erst abwarten wollte, bis alle europäischen Staaten finanziell gleich liefen, ehe man ihnen eine einheitliche Währung überstülpen könnte, lag ihrer Meinung nach außerhalb der politischen Realität. Deshalb saß sie auch im Generalsekretariat der BIZ, und nicht in der Statistik oder einer ähnlich langweiligen Institution. Da musste sie sich nicht mit einzelnen Währungen herumschlagen, sondern arbeitete am großen Ganzen: am Währungs- und Finanzsystem, und das war immer politisch.

»Ellen, schön dich zu sehen!«, sagte Annafried und herzte die deutlich kleinere Ellen lange.

»Anna«, entgegnete sie und streichelte ihr dabei über die Wange, »toll siehst du aus. So anders.« Ellen hielt Annafried auf Armlänge, um sie zu betrachten. »Ich freue mich auch, dich zu sehen. Mehr als die Jungs selbstverständlich.«

»Fällt dir nichts auf, Ellen?«

»Doch, nein, anders siehst du aus. Mehr Farbe und ein schöner Hosenanzug.«

»Die Brille.«

»Wie bitte?«

»Ich trage keine Brille mehr. Gelasert!« Annafried zeigte mit einem V-Zeichen auf ihre beiden Augen.

»Stimmt, die Brille ist weg. Und du hast Farbe aufgelegt.« Überrascht nahm Ellen eine Hand vor den Mund, während auch die Jungs sich ihnen beiden zuwandten.

»Dispo hat es auch noch nicht gemerkt.« Der angesprochene Grieche verzog das Gesicht, als wäre er in einen ganz großen Fettnapf getreten. Den wahren Grund wollte sie sich fürs Essen aufsparen. Ellen ergriff die Chance, die Peinlichkeit zu mildern, und ging in Richtung des Griechen, während hinter ihr Friedhof und Goliath einander in den Armen lagen.

»Ich habe es sofort gesehen, kleines Superhirn.«

»Ich glaube dir kein Wort, du alter Charmeur. Aber danke, Dave. Es tut gut. Das habe ich auch erst vor den Weihnachtsferien machen lassen, um mich in der Pause daran zu gewöhnen. Mal sehen, was die im Büro sagen werden.« Das Lasern war der Schlusstein ihrer Stiländerung, die Mr. Olson ausgelöst hatte. Nachdem sich zum Schluss auch Konstantin und Dave mit heftigem männlichem Schulterklopfen begrüßt hatten, gab es den obligatorischen Ouzo vor dem Essen.

»Nur einmal im Jahr trinke ich Ouzo als Aperitif«, verkündete die Dänin und schüttelte sich so heftig, dass ihre neue Frisur eigentlich auffallen musste.

»Dieses Schütteln und Schaudern, Friedhof, machst du auch schon seit fünfzehn Jahren.« Dave legte behutsam seine große Pranke um die Schulter der zierlichen Dänin, die für seinen Geschmack hundert Mal besser aussah als noch letztes Jahr. Richtiggehend anziehend.

»Kinder, ich habe Hunger!« Als Gastgeber des Abends befahl Konstantin Diospolos die Viererbande an den Tisch, eine große runde Tafel, um die herum sich eine gar nicht mehr so unscheinbare Dänin, eine mondäne Deutsche, ein alerter Grieche und ein bulliger Engländer setzten. Hätten diese vier sich nicht in Piräus per Zufall gefunden, sie würden heute kein Wort miteinander reden, so unterschiedlich sind sie.

Als die große griechische Vorspeisenplatte mit Taramasalata, Zaziki, Fetakäse, Hummus, Oliven, kleinen Sardellen und Sardinien, scharfen Fleischbällchen und allen anderen Leckereien auf den Tisch kam, fühlten sich die vier Freunde binnen Sekunden nach Piräus versetzt, wo man sich damals selbst als Student opulente griechische Platten leisten konnte. Der günstige Wechselkurs der Drachme war ein Segen für den Tourismus. Bis Goliath mit seiner Frage alle zurück in die Wirklichkeit holte.

»Gibts was Neues? Ich bekomme einen richtigen Scheißchef. Carl hat mich nicht befördert.« Derweil steckte er sich eines der kleinen Bällchen in den Mund.

»Wieso?« Ellen fragte als Erste, ganz erstaunt. »Der kennt dich doch seit fünfzehn Jahren.«

»Vielleicht gerade deshalb.« Das Lächeln sollte Dispos Aussage zum Witz machen, aber niemand lachte.

»Keine Ahnung, ich sehe ihn erst nächste Woche zum Vier-Augen-Gespräch.«

»Nur weil er uns vor fünfzehn Jahren betreut hat, muss er dich ja nicht zum Chef machen. Ist doch ohnehin ein purer Zufall, dass du dem letztes Jahr wieder über den Weg gelaufen bist.«

»Das stimmt auch wieder, Ellen.«

»Ich gehe übrigens zum IWF, ganz in die Nähe von Strauss-Kahn. Schon im Februar, endlich. Ein Superjob in einer Scheißzeit, würde ich sagen.« Dispo löffelte mit etwas Brot nach der Taramasalata.

»Mich trifft's noch beschissener.« Annafried verschluckte sich dabei fast an ihrem Stück Feta. »Ich bin seit 1. Januar Chefin der Südländer-Statistiken.« Fast entschuldigend hob sie die Arme. Mit Messer und Gabel in der Hand sah es allerdings eher angriffslustig aus. »Inklusive Griechenland, mein Lieber.«

»Wieso erfahre ich das nicht früher, so ein Scheiß?!« Etwas gereizt begann Konstantin Diospolos zu überlegen, was es für sein Land bedeutete, wenn Anna die Zahlen kontrollierte. Nur gut, dass er damit nichts direkt zu tun haben würde.

»Das Wort ›Scheiße‹ ist für heute Abend ab sofort verboten. Gratulation an euch beide.« Ellen ergriff das Wort in die Stille hinein: »Und noch eine Runde Ouzo für alle. Heute müssen wir noch viel lockerer werden, vor allem ihr zwei.« Sie blickte nach rechts und links und dachte kurz an ihre Lockerungseinheit mit Mr. Li, die sich der Massage angeschlossen hatte.

Der Ouzo erfüllte seine Aufgabe. Schnell löste sich die Anfangsspannung wieder auf und jeder erzählte, ohne dass heikle Querverbindungen gezogen wurden. Ellen war eine Meisterin darin, bilaterale Gespräche zu moderieren. Das

brachte zwar genauso wenig, wie bilaterale Wechselkurse zu moderieren, war aber besser, als sich wieder zu streiten: Nach Goliaths Boni vom letzten Jahr nun Dispos Euro-Drachme?

»Im Übrigen ist Griechenland ja wahrlich nicht das einzige Problem im weltweiten Währungsgefüge.«

»Wie meinst du das?« Anna konnte so nett naiv fragen.

»Es kann Krieg geben.«

»Krieg?« Wieder war es Anna, die erschrocken nachfragte, die Hand vor dem Mund, während die Herren zuhörten.

»Währungskrieg zwischen den USA und China. Dann wäre Griechenland das geringste Problem, nicht wahr, Dispos?«

»Kann sein.« Er blieb fast regungslos sitzen, da er als globaler Fachmann und als Grieche wusste, was passieren konnte.

»Wie soll das gehen?« Interessiert beugte sich Anna ein bisschen nach vorne, als Dave seine Hand auf ihren Unterarm legte.

»Die Währungsarmeen können abwerten, inflationieren, verschulden, fremde Devisen bunkern, Zinsen drehen, Geld drucken, mit Zöllen drohen, konvertieren, manipulieren. Es gibt ein großes Arsenal an Währungswaffen, das die Staaten nutzen können. Und inzwischen haben die Chinesen nicht nur eine Volksarmee mit Millionen von Soldaten, sondern auch Währungsreserven in zig Milliardenhöhe. Weit über zweitausend Milliarden Dollar. Wehe, wenn sie damit Unsinn machen!«

»Und ihr Kapitalmarktsöldner?«

»Wir, Anna, machen bei allem mit. Man muss nur wissen, auf welcher Seite der Front man gerade steht. Eine globale Bank hat ja kein Heimatland mehr.«

»Also auch weiter bad banker!«

»Ja, aber dieses Mal sind wir bad banker im Währungskrieg.« Dave musste etwas verschmitzt lachen, denn er sah sich natürlich nicht als einen bad banker an.

»So ist es, Dave!«, kommentierte Ellen und biss lächelnd in ein Stückchen Brot, das sie mit einer Sardine belegt hatte.

»Es ist ein Kampf der Blöcke, Anna. Ein regelrechter Krieg. Vergiss deine Statistiken. Dollar gegen Euro runter, Euro gegen Yuan mit, Yuan im Sog des Dollar, dazu ein paar Real, Yen oder Franken, der mal wieder zur Fluchwährung wird, als wären wir noch im Kalten Krieg. Und die Deutschen kämpfen im Welthandel gegen die USA und China, haben aber keine eigene Währungswaffe mehr. Die chinesische Währung ist nur eine heimische Recheneinheit, die im Ausland keiner haben will oder darf. Such dir etwas aus. Es ist ein großes Durcheinander.« David Wagner hatte sich eigens einen smarten MBA-Absolventen gesucht, den er den ganzen Tag über nichts anderes machen ließ, als internationale Währungsstrategien, deren Ankündigungen und Umsetzungen mit den realen Entwicklungen an den Märkten zu vergleichen.

»Lass uns heute Abend nicht nur über Währungen reden, und schon gar nicht über Währungskriege.« Ellen hatte die ganze Weihnachtszeit über kaum etwas anderes getan. Wang Li war nicht nur ein sehr guter Lover, er war auch ein Quell der geldpolitischen Erkenntnis. Und von denen gab es in China nicht viele. Ellen öffnete er jedenfalls die Augen für die eine oder andere Entwicklung – Informationen, die sie sehr gut für ihre Aufgaben gebrauchen konnte.

Schnell waren sie weg von den Problemen der Welt. Und als Annafried auch noch erzählte, dass sie »Mr. Olson ausgebucht« hatte, dachte niemand mehr an Griechenland, Amerika, China, Deutschland oder wen auch immer. Ohne dass es ein Zeichen zum Aufbruch gab, standen alle vier kurz nach Mitternacht auf: Zeit für das jährliche Ritual.

Fast feierlich griff Dispo in seine Jacketttasche und zückte einen Zettel. Die anderen taten es ihm gleich. Während die Damen ihre Zettelteile aus ihren Handtaschen kramten, genügte Goliath ein einziger Griff in seine Innentasche. Alle vier schoben ihre in Plastik eingeschweißten Zettel-Viertel in die Mitte des inzwischen frei geräumten Tisches. Da sie alle, und zwar seit fünfzehn Jahren, immer in der gleichen Anord-

nung saßen, fügte sich das Bild aus den vier gleich großen Teilen wie immer perfekt zu einem DIN-A4-Bild zusammen: das »Währungssystem à la Diospolos, Fjordhof, Klausen und Wagner«, doppelt unterstrichen.

Das stand jedenfalls handgeschrieben oben drüber – ein paar Fettflecken von Gyros und Zaziki waren auch drauf. Und unten drunter stand: »Der Schwur von Piräus«. Alle vier hatten mit ihren Spitz-, aber auch mit ihren richtigen Namen unterschrieben: Friedhof, Dispo, Goliath und Miss Money – jeweils in der Ecke ihres Zuständigkeitsbereiches. Anfangs, als sie noch Studenten waren, trafen sie sich im Sommer für ein paar Tage, seit zehn Jahren jedoch am ersten Donnerstag des neuen Jahres.

Der Zettel zerteilte das »W« in vier Teile, da die Währung in der Mitte ihrer Zeichnung stand. Und weil sie damals noch nicht wussten, wie die europäische Währung heißen würde, hatten sie ein »W« mit einem Kreis gemalt.

»Weißt du noch, wie lange wir damals benötigt haben, um es auf die wesentlichen Dinge zu reduzieren?«

»Die halbe Nacht, mit viel griechischem Wein. Aber du hattest die Lösung, Friedhof.« Ellen war heute noch neidisch auf die analytischen Fähigkeiten der Dänin.

»Wenn es einmal durchdacht ist, ist es ja auch ganz einfach und stimmt im Übrigen heute noch, selbst wenn echte Theoretiker über den Zettel sicher die Augen verdrehen würden: Wo sind die Zinsdifferenzen? Wo die Inflationsraten, wo das Geldmengenwachstum? Wo der Kapitalverkehr?«

»Recht hast du, das braucht man alles erst, wenn man die Grundfragen geklärt hat.« Konstantin hatte schon lange nicht mehr auf das ganze Gefüge geschaut, da ja jeder ein Viertel besaß. Anna hatte die FISKALPOLITIK mit der VERSCHULDUNG, Dave die GELDPOLITIK mit den ZINSEN, Ellen die WÄHRUNGSPOLITIK mit dem WECHSELKURS und er die allgemeine WIRTSCHAFTSPOLITIK mit dem WACHSTUM. Wenn man alles zusammen betrachtete, konnte man viele Probleme mit diesem einen Blatt lösen.

»Zinsen bewegen nicht nur den Wechselkurs, sondern auch die Verschuldung. Die Verschuldung beeinflusst auch die Wachstumsdynamik und diese wiederum die relative Stärke eines Landes nach außen hin und damit auch den Wechselkurs.«

»Oder, meine liebe Anna«, fügte Ellen etwas spitz hinzu, »stabiles Geld im Innern verhindert Inflation und stützt Wachstum. Das wiederum ist eine Folge solider Wirtschaftspolitik mit guter Bildung, Technologie und Infrastruktur. Das spült Steuern in die öffentlichen Kassen und erlaubt eine solide Verschuldung.«

»Nur dass die in letzter Zeit in vielen Staaten nicht so solide ist, und wenn wir ehrlich sind, fast überall, nicht nur in Griechenland«, steuerte Dispo nicht ohne ein gequältes Lächeln über sein eigenes Land bei, womit er darauf anspielte, dass gerade der Schlendrian in den öffentlichen Kassen die Preise trieb. Fiskalpolitik blieb in der Europäischen Union Sache der einzelnen Staaten. Nur die Geldpolitik war Gemeinschaftssache.

»Kinder, wir könnten auch über unsolide Währungspolitik sprechen.« Ellen redete gerne so mütterlich, wenn es um Währungspolitik ging, denn in der BIZ bekam sie den unteren Teil der Abbildung hautnah mit: Wie lief die Geld- und Kreditversorgung in den Staaten, wie das Wechselkursregime? Das war Aufgabe der Geldpolitik und musste im Wettbewerb der Staaten in ihrer jeweiligen Kaufkraft bewertet werden. Gerade sie mussten aufpassen, wenn mal wieder mit Gerüchten Wechselkurse getrieben wurden, wenn in Leistungsbilanzen etwas hin- oder hergebucht wurde oder wenn kurz mal der freie Kapitalverkehr durch Kontrollen erschwert wurde.

»Die Chinesen halten sich jedenfalls kaum daran, ihre Währung international freizugeben und sie gemäß ihrer Wirtschaftskraft aufwerten zu lassen.« Nun war es Dave, der an seinen MBA-Absolventen dachte, mit dem er genau darüber diskutierte. Wenn der Yuan nicht frei getauscht werden konnte, half eigentlich alles nichts. Genauso waren die

Chinesen zum größten Schuldner der USA geworden, und zwar, indem sie ihre eingenommenen Dollar immer wieder in amerikanische Anleihen anlegten oder sich an Unternehmen beteiligten. China hatte genug Kapital, um die halbe Welt aufzukaufen.

Anna schaute die anderen an: »Ihr erinnert euch an den Streit?«

»Ja!«, tönte es aus drei Kehlen.

»Zinsen und Schulden können genauso wenig getrennt betrachtet werden wie Wachstum und Wechselkurse. Das erste Problem haben wir in Europa, das zweite in China und den USA.«

»Es wird schon eine Lösung geben!« Dave gab den Gelassenen, ohne wirklich eine Antwort zu kennen.

»Wir würden jedenfalls eine Lösung finden, wenn man uns nur machen ließe. Ein paar Tage Piräus oder andere schöne Plätze dieser Erde und wir hätten«, meinte Ellen und stupste Dave an.

»Da haben vor allem die Amerikaner etwas dagegen.« Dispo hob fast entschuldigend die Hände.

»Was hast du gegen die Amis? Sind dir etwa die gelben kommunistischen Kapitalisten lieber?«, sprudelte es etwas hastig aus Ellen heraus.

»Wir brauchen alle, meine Liebe.«

»Kann ich das mal kurz abfotografieren?« Dave hatte eine Idee, als er das ganze Gebilde betrachtete, und zückte sein iPhone, ehe er sich dann Annafried zuwandte:

»Nächstes Jahr bist du dran, Friedhof.«

»Da können wir uns ja in Athen treffen, Dispo.«

»Es wäre mir eine Freude, kleine Dänenkrone.«

»Besser Dänenkrone als falsche Drachme, oder?«

»Bei uns zahlt man in Euro, das solltest du bei der Rechnung berücksichtigen.«

»Ja, und zwar ziemlich teuer. Ihr lebt über eure Verhältnisse.«

»Kommt auf die Perspektive an, Anna.«

Er ließ sich leicht reizen, das wussten alle anderen drei der

Bande, ein südländisches Heißblut, aber ein herzenguter Kerl. Dave und Ellen standen unschlüssig daneben, als die beiden am Ende des Tages wieder streiten wollten.

»Weißt du noch, was dein Onkel über die Rechnungen sagte, als er uns im Jachtclub eingeladen hatte, Dispo?«

»Nein.« In der Tat erinnerte sich Dispo nicht an Kleinigkeiten wie Rechnungen, wenn er in Griechenland war. Ganz anders im Übrigen, wenn er in Deutschland war. Da war er korrekter als jeder deutsche Beamte.

»Rechnungen sind dazu da, manipuliert zu werden. Aus unserem privaten Treffen wurde doch noch ein offiziell abrechenbarer Abend mit sogenannten ›Währungsexperten‹. So seid ihr Griechen, Dispo.«

»Nicht alle, kleine Dänenkrone.«

»Besser ehrlich draußen, als verlogen drin.« Annafrieds Augen verengten sich zu Schlitzern. Sie wollte ihm schon heute klarmachen, dass er mit ihr erst gar nicht zu diskutieren bräuchte, wenn es um die Daten des Staatshaushaltes gehen würde.

»Anna, du kommst jetzt mit mir!« Davids Aufforderung ließ keinen Zweifel zu, dass Annafried zu folgen hatte. Er wollte der Sache ein Ende setzen.

»Ich bin auch müde, Leute!« Ellen spielte die Ermattete, da sie endlich zu ihrem Mr. Li zurück wollte. Der Abend war gar nicht nach ihrem Gusto verlaufen. Das zweite Mal hatte die Viererbande etwas Streit bekommen, auch wenn sie vieles wegmoderiert hatte, so wie sie das auf internationalen Währungskonferenzen gesehen hatte. Anders als dort gab sie der Runde eine ziemlich undiplomatische Abschiedsbotschaft: »Ich hoffe, wir streiten uns jetzt nicht jedes Jahr über irgend so einen Scheiß. Dann können wie die Treffen bald sein lassen.«

»Hattest du das Wort ›Scheiße‹ nicht verboten?« Dispo schaffte es mit der Replik zu einem Lacher in der Runde, ehe sich alle freundlich verabschiedeten. Der Grieche blieb noch einen Moment beim Gastwirt. Ellen bog links in Rich-

tung »Hilton«, Dave begleitete Anna nach rechts in Richtung »Frankfurter Hof«.

Währungsregime als Dispositiv, Fordy, Klasse und Wert

